

Wenn der Papst ihnen entgegenkommt, wird das die schon vorhandene Spaltung in der Kirche vertiefen.

Das „Aggiornamento“, „Heutigwerden“, das Johannes XXIII zur Einberufung des Konzils gefordert hat, muss jedoch weitergeführt werden, wenn die Kirche neue Glaubwürdigkeit gewinnen will. Viele Katholikinnen und Katholiken werden sich dann mit Freude an diesen vorwärtsweisenden Prozessen beteiligen, die Kirche tragen und so der Frohen Botschaft vom Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit neue Kraft verleihen: zur Ehre Gottes und zum Wohl aller Menschen, der Armen und der Bedrängten zuerst.

Ferdinand Kerstiens, promovierter Theologe, ist em. Pfarrer in Marl, langjähriger geistlicher Beirat bei PAX CHRISTI im Bistum Münster, Mitglied der Redaktion

Ludger Weckel

Kirche in der Welt von heute

Anspruch und Wirklichkeit des II. Vatikanischen Konzils



Vor 50 Jahren, von 1962 bis 1965, fand im Vatikan in Rom das II. Vatikanische Konzil statt. Konzilien sind in der Tradition der Kirchen Zusammenkünfte, in denen hohe Repräsentanten der Kirche über die Grundlinien, Grundfragen, Grundsätze und das Selbstverständnis beraten und entscheiden. In diesem Sinne könnte man vom II. Vatikanischen Konzil in etwas modernerer Sprache auch sagen, dass es die Aufgabe hatte, die „Verfassung“ oder das „Grundgesetz“ der Kirche angesichts gegenwärtiger Herausforderungen zu aktualisieren.

Das Konzil als Weltereignis

Dass dieses Konzil in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts überhaupt stattgefunden hat, ist die eigentliche Überraschung gewesen. Denn in den Jahrzehnten zuvor hatte die oberste Kirchenleitung mehr oder weniger deutlich die Auffassung vertreten, die Katholische Kirche sei optimal ausgerichtet, sei so etwas wie eine „perfekte Einrichtung“ (im Lateinischen: eine „societas perfecta“), an der man nichts mehr verbessern könne oder verändern dürfe, weil sie von Gott so gefügt und gut sei.

Dass es dann doch zu einem Konzil kam, ist vor allem dem im Jahr 1958 gewählten Papst Johannes XXIII. zu verdanken. Er kündigte im Jahr 1959 in einer Rede die Einberufung eines Konzils an. Viele Menschen, die an der Erstarrung der Kirche litten, überraschte dies positiv, die Führungsebene der Kirche, die Kurienkardinäle in Rom, war eher negativ überrascht und fürchtete unkontrollierbare Neuerungen. Papst Johannes erwartete, wie er selbst sagte, eine Öffnung der Kirche für die Welt. Er beschrieb dies in verschiedenen Begriffen: die Kirche sollte aktualisiert werden, „heutig werden“ (italienisch: „aggiornamento“), ihre Fenster für die Welt öffnen, es sollte sich ein „neues Pfingsten“ ereignen und der Papst erwartete einen „Sprung nach vorne“ im Glaubensverständnis.

Global gesehen war das Konzil ein Weltereignis, das nicht nur in der katholischen Welt wahrgenommen wurde. Kein anderes Treffen hatte bis dahin Teilnehmer aus so vielen Ländern dieser Erde zusammengebracht. Man kann zwar nicht sagen, dass die verschiedenen Erdteile in ausgewogener Weise vertreten waren, aber immerhin waren sie vertreten. Und es war ein mediales Ereignis, das neben der Presse auch von den noch relativ jungen Medien Radio und Fernsehen verbreitet wurde.

Das Konzil selbst fand dann in vier Sitzungsperioden statt und war von Anfang an von einem Konflikt zwischen „Bewahrern“ und „Erneuerern“ geprägt, wobei im Laufe der Jahre deutlich wurde, dass die Bewahrer in der Minderheit waren, aber sehr große (kirchen-)politische Macht hatten. Sie wollten die Strukturen aufrechterhalten, die unter den Pius-Päpsten ausgeprägt worden waren. Unter Pius XII., dem Vorgänger von Johannes XXIII., fiel Kirche in Erstarrung, jegliche Veränderung wurde als mo-

dernistisches Neuerung verurteilt, es war sogar von einem „katholischen Ghetto“ die Rede, in dem sich die Kirche befände. Diese vorkonziliare Zeit war die Zeit des „Antimodernismus“ in der römisch-katholischen Kirche, der Verurteilung all dessen, was als Moderne verstanden wurde: wissenschaftliche Methoden in Bibelauslegung, Geschichtswissenschaften und Naturwissenschaften, demokratische Gesellschaftsverständnisse, Menschenrechte etc. Was dabei aber genau unter Moderne verstanden wurde und was zu verurteilen war, bestimmten die Päpste und die römischen Behörden. Es herrschte ein System feinmaschiger Zensur von Schriften, Vorlesungen und Personen, ein Apparat des Denunziantentum und kirchlicher Repression und damit der Angst bei Theologen und Amtsträgern. Bischöfe sollten in regelmäßigen Abständen die Priester und die Theologen unter Eid befragen und sie selbst sollten alle drei Jahre unter Eid dem Apostolischen Stuhl Bericht erstatten. Ergebnis dieses repressiven Apparats sind z.B. Lehrverbote, Amtsenthebungen, Verbot der Arbeiterpriester etc. Friedrich Heer charakterisiert die Absicht der vorkonziliaren Kirchenleitung mit dem Satz: „Mit allen Mitteln des geistlichen, disziplinären, kirchenrechtlichen und personalen Terrors sollte die Schaffung eines Klerus erzwungen werden, der in totalem Gehorsam sich kritiklos um den Papst und um seine Verteidigung der heiligsten Güter der Kirche und der Tradition in ‚kindlichem Gehorsam‘ schart.“

Die Konzilsbeschlüsse

Schon bald nach der Wahl von Papst Johannes XXIII. kündigte dieser 1959 an, dass er beabsichtige, ein Konzil einzuberufen. Nachdem die Kurienkardinäle und konservativen Kreise eingesehen hatten, dass sie das Konzil nach dessen öffentlicher Ankündigung nicht mehr verhindern konnten, gingen sie daran, dass Konzil in ihrem Sinne vorzubereiten. Aber gegen die Bevormundung durch vatikanische Behörden und konservative Minderheit, die für die Konzilsversammlung bereits Texte zur Beschlussfassung – zum Beraten und Abnicken – vorbereitet hatten, entwickelte die Mehrheit der Konzilsteilnehmer jedoch eine Eigendynamik. Dies wurde vor allen Dingen darin deutlich, dass die Konzilsversammlung vorbereitete Entschlussvorlagen ablehnte und eigene Positionen entwickelte. Die besonders umstrittenen „Eigengewächse“ der Konzilsver-

sammlung wurden, weil sie in langwierigen Arbeitsprozessen erarbeitet und durchgesetzt werden mussten, erst zum Ende des Konzils in der 4. Sitzungsperiode 1965 beschlossen, so die Aussagen über das Selbstverständnis der „Kirche in der Welt von heute“ in der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ und die Formulierungen zur Religionsfreiheit und



zum Verhältnis zu anderen Religionen. Und man kann auch sagen: Angesichts dieser am Schluss des Konzils formulierten eigenen Texte hätte das Konzil eigentlich von vorn beginnen und die früher beschlossenen Aussagen noch einmal im Lichte dieser neuen Erkenntnisse neu beraten und schreiben müssen. Entsprechend bleiben die Aussagen des Konzils, die 16 Dokumente, in sich und untereinander widersprüchlich. Elmar Klinger charakterisiert die Beschlusslage des Konzils folgendermaßen: „Das Konzil hat ein Sammelsurium von Aussagen verabschiedet, die sich widersprechen und daher unvereinbar sind [...] Seine Aufgabe hat nicht darin bestanden, von der Tradition her die Gegenwart zu betrachten, sondern umgekehrt zu verfahren, die Tradition von der Gegenwart her neu zu erschließen.“

Wichtig für eine grundlegende Einschätzung der Konzilsbeschlüsse ist, dass die dogmatischen Aussagen an ihren pastoralen Sinn zurückgebunden wurden bzw. andersherum die pastoralen Aussagen mit ihrer dogmatischen Begründung verknüpft wurden. „Am offensichtlichsten sind diese wechselseitige Durchdringung von Dogmatik und Pastoral in den beiden Konstitutionen über die Kirche selbst. Sie bilden die Achse des Konzils. Sie sind der Kern seiner ursprünglichen Konzeption und der Mittelpunkt des Gesamtprogramms ... Das Gesamtprogramm des Konzils wird unter den genannten pragmatischen Aspekten in der Pastoralconstitution dargelegt. Sie war am meisten umkämpft. Sie war die schwerste Geburt. Sie war so, wie sie verabschiedet wurde, bei der Vorbereitung nicht geplant. Sie war bis zum Schluss gefährdet. Sie ist das prinzipiell Neue.“

Zu den wichtigsten inhaltlichen Impulsen des Konzils gehört es, dass die Konzilsversammlung die Kirche an das Reich Gottes zurück gebunden hat. Die Kirche hat dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit zu dienen, oder sie ist nicht die Kirche Jesu Christi, ganz gemäß dem Wort: „Euch muss es zuerst um das Reich Gottes und um seine Gerechtigkeit gehen“ (Mt. 6,33). Dieses Anliegen durchzieht die Konzilsbeschlüsse, vor allen Dingen die beiden Konstitutionen über die Kirche.

Menschlich und unvollkommen

Aber die in den Dokumenten formulierte Position einer Öffnung zur Welt war „Kind ihrer Zeit“: Öffnung zur Welt wurde praktisch vor allen Dingen als Öffnung zur bürgerlichen Moderne, zur westlichen Welt, zum dort herrschenden Kapitalismus und als Kontrapunkt zur in Osteuropa herrschenden Variante des Kommunismus verstanden. Das Konzil fand Anfang der 1960er Jahre statt, die späteren Aufbrüche der 1960er Jahre, die Befreiungskämpfe aus kolonialer Herrschaft in Afrika und Asien, die Widerstände gegen die imperialen Kriege vor allen Dingen in Vietnam oder die westlich orientierten Militärdiktaturen in Lateinamerika, die Kämpfe für Autonomie und Selbstbestimmung von Völkern und Bevölkerungsgruppen, die Probleme des Rassismus und der Unterdrückung, die Benachteiligung von Frauen in den Gesellschaften, aber auch Flucht

und Vertreibung, also das Problem der Migration, standen nicht explizit auf der offiziellen Tagesordnung dieses Konzils.

Entsprechend kam die Frage nach dem Selbstverständnis der Kirche als einer Kirche, die sich der Frage von Armut und Ungerechtigkeit in der Welt in besonderer Weise annimmt, indem sie sich nämlich als „Kirche



der Armen“ definiert, kaum zum Tragen. Diesen Punkt hatten einige Bischöfe und TheologInnen zwar immer wieder einzubringen versucht, es ist ihnen aber nicht gelungen. Für die Konzilsteilnehmer aber war ein wichtiges „Nebenprodukt“ des Konzils die Vernetzung untereinander, die Selbstwahrnehmung

der Bischöfe als universales Kollegium war ein wichtiger Impuls für die weitere Arbeit, wie der italienische Bischof Luigi Bettazzi zum Beispiel bis heute immer wieder betont. So gab es beispielsweise eine Gruppe von Bischöfen, die sich der Spiritualität des Charles de Foucauld verbunden fühlte und sich regelmäßig in kleiner Runde traf. Sie nutzten ihr Beisammensein während des Konzils in Rom, um das Verständnis ihres Bischofsamtes in Bescheidenheit und Armut neu zu bestimmen. Sie formulierten dieses Selbstverständnis in Thesen, die später, gegen Ende des Konzils, im Rahmen eines Gottesdienstes in den Domitilla-Katakomben in Rom, in Sichtweite der Gräber der ersten christlichen Märtyrer also, als Selbstverpflichtung formuliert und unterzeichnet wurde. Dieser Selbstverpflichtung von 40 Bischöfen im sog. Katakombenpakt schlossen sich später dann mehrere Hundert weitere Bischöfe an. Andere Konzilsteilnehmer standen den Arbeiterpriestern nahe, Priester, die ihre Aufgabe vor allen im Mitleben mit den Arbeiterinnen und Arbeiter, mit den armen und ausgebeuteten Bevölkerungsschichten sahen und in den Jahren vorher viel Ärger bis hin zum Verbot durch die Kirchenleitungen erduldet hatten. Diese Bischöfe forderten ein anderes Verständnis von

Kirche an der Seite der Menschen, ein neues Gemeindeverständnis. Und diejenigen Konzilsteilnehmer, die wie der brasilianische Bischof Dom Helder Camara die Wirklichkeit Lateinamerikas gesehen und erkannt hatten, Hunger, Armut und Unterdrückung auf der einen, Reichtum, Militärdiktatur und Profitgier westlicher multinationaler Unternehmen auf der anderen Seite, strebten nach einem weitergehenden politischen Engagement der Kirche in Richtung auf die Gerechtigkeit des anbrechenden Gottesreiches.



Nur wenige dieser Bemühungen fanden wirklich den Weg in die Konzilsbeschlüsse hinein. Deshalb gab es eben gegen Ende des Konzils noch verschiedene Versuche dieser Gruppen, etwas von den eigenen Anliegen nachhaltig zu verankern: die Selbstverpflichtungen zur Armut des Bischofs im sog. Katakombenpakt oder die Bemühungen engagierter Bischöfe wie Dom Helder Camara, wenigstens zu erreichen, dass Papst Paul VI. zum Ende des Konzils das Versprechen abgab, den Themenbereich Ungerechtigkeit und Entwicklung, der in den

Konzilsbeschlüssen vernachlässigt worden war, in einem entsprechenden „Lehrschreiben über die Entwicklung der Völker“ zu behandeln. Dieses Versprechen hat Paul VI. dann 1967 in der Enzyklika *Populorum progressio* eingelöst, wo es über die ungerechte Verteilung der Güter dieser Erde und die vermeintliche Mildtätigkeit der Reichen durch Spenden unter Bezug auf den Kirchenvater Ambrosius heißt: „Es ist nicht dein Gut, sagt Ambrosius, mit dem du dich gegen den Armen großzügig weisst. Du gibst ihm nur zurück, was ihm gehört. Denn du hast dir herausgenommen, was

zu gemeinsamer Nutzung gegeben ist. Die Erde ist für alle da, nicht nur für die Reichen.“ (PP Nr. 23)

Die Ergebnisse des Konzils waren in den Ortskirchen vor allen Dingen durch die Liturgiereform erfahrbar: Muttersprache statt Latein, Priester am Altar mit Blick zur Gemeinde, Handkommunion etc. Auf der strukturellen Ebene wurden Mechanismen der Beteiligung der Ortskirchen aufgebaut (Pfarrgemeinderäte, Laienbeteiligung an den pastoralen Aufgaben etc.) und es sollte die Kollegialität der Bischöfe durch den Aufbau von nationalen und regionalen Bischofskonferenzen betont werden.



In Deutschland wurden - unter Beteiligung von Laien - synodale Prozesse zur Umsetzung und Weiterführung des Konzils in Gang gesetzt (Würzburger Synode in der BRD 1971-1975 und die Pastoralynode in Dresden in der DDR 1973-1975). Den deutlichsten Aufbruch aber organisierte die Kirche in Lateinamerika, deren Bischöfe als direkte Folge des Konzils zu einer Lateinamerikanischen Bischofsversammlung 1968 nach Medellín/Kolumbien zusammenkam. Diese Generalversammlung der Bischöfe aller Länder Mittel- und Südamerikas und der Karibik gilt gemeinhin als „Geburtsstunde“ der Theologie der Befreiung, einer Theologie und Pastoral, die sich konsequent auf die Seite der Mehrheit der armen und unterdrückten Mehrheiten der Völker stellte und sich damit mächtige Feinde unter den Herrschende und Mächtigen machte.

Der Streit um die Interpretation

Das Konzil war ein Ereignis, das die Welt interessierte und irritierte. Und es war ein Ereignis, das bis heute umstritten ist. Es gibt bis heute Bemühungen, das Konzil und seine Beschlüsse „unwirksam“ zu machen. Das Konzil bedeutete einen Bruch mit vielen bis dahin gültigen Selbstverständlichkeiten. Die konservativen Kreise, die „Bewahrer“ während der Konzilsversammlung, waren dort die Minderheit, aber sie hatten die

einflussreicheren Positionen, die sie nach Abschluss des Konzils nutzen, um eine Weiterentwicklung und Umsetzung des in Gang gesetzten Prozesses zu blockieren bzw. die Entwicklung zurückzudrehen. Im Konflikt um die (Be-)Deutung des Konzils hat sich die seinerzeit „unterlegene Konzilsminderheit“ durch ihre starke Position im Vatikan weitgehend durchgesetzt. In der Literatur ist wegen dieser Zurückdrängung des Konzils vom „unterbrochenen Frühling“, vom „halbierten Aufbruch“ oder vom „doppelten Bruch“ die Rede.

Einer der mächtigsten Vertreter derjenigen, die das Konzil am liebsten „wegargumentieren“ wollen, ist in all den Jahren bis heute Kardinal Joseph Ratzinger / Papst Benedikt XVI. gewesen. Ursprünglich als junger Theologe Berater der am Konzil teilnehmenden Bischöfe und dann als Kommentator der Konzilsbeschlüsse ein Vertreter des „Aufbruchs“, schreckte er später aus Angst vor den Konsequenzen zurück, wurde zu einem mächtigen Kurienkardinal und Papst, der vor allen Dingen die



Gefahr sieht, dass das Konzil und seine Beschlüsse zum Schaden der Kirche werden. Entsprechend kämpft er gegen diejenigen, die im Konzil einen „Bruch“, einen „Neuanfang“, einen „Aufbruch“ sehen, und setzt seine Position dagegen, wonach die Kirche als von Gott gestiftete Einrichtung von den Men-

schen gar nicht wirklich veränderbar sei. Er betont die „unumstößliche und unveränderbare Lehre“, die die Kirche zu verkünden habe. Dahinter steht die Angst, sich in den veränderlichen Dingen der Welt zu verlieren, und die Suche nach einem Halt im Universalen, im Unveränderlichen. Ähnlich wie andere Theologen sucht Benedikt XVI. nach dem unveränderlichen, ewig währenden und stabilen Haltepunkt im weiten Meer

der veränderlichen Kontexte, in dem wir uns bewegen. Er fragt: Was ist das Universale, das ewig Gültige, das Unveränderliche, an dem wir uns angesichts der vielen Kontexte, Interessen und Perspektiven in der Welt festhalten können? Was ist das große Gemeinsame? Und er sieht dies in metaphysischen Begriffen und nicht wie z.B. ein befreiungstheologisch orientierter Erzbischof Romero in der Gerechtigkeit des Gottesreiches für unsere Wirklichkeit: Ehre und Ruhm Gottes ist, wenn der arme, der bedrohte Mensch lebt.

Herausforderungen heute

Unsere heutige Situation ist mit der damaligen, der vorkonziliaren Zeit und der Konzilszeit kaum vergleichbar, auch wenn die Krisenhaftigkeit der kirchlichen Situation heute kaum schlimmer vorstellbar ist, so dass auch wir als diejenigen, die sich noch etwas von der christlichen Nachfolgemeinschaft erwarten und erhoffen, heute meinen, es bräuchte – wie Papst Johannes XXIII. meinte – einen „Sprung nach vorn“, ein „neues Pfingsten“. Die Situation der Kirchen heute, vor allen Dingen aber die Situation und Struktur der Gesellschaften, deren Teil diese Kirchen sind, unterscheiden sich sehr von dem, was die Zeit vor dem Konzil prägte. Trotzdem können wir aus dem Konzilsereignis auch heute etwas lernen.

Erstens können wir das unerwartete Ereignis sehen und erkennen, dass Aufbrüche aus erstarrten und perspektivlos erscheinenden Situationen möglich sind. Wer hätte vor zwei Jahren gedacht, dass ein „arabischer Frühling“ die herrschenden Despoten wegschülen wird? In diesem Sinne ist nicht nur der herrschende Kapitalismus mit seinem Profitstreben auf Kosten von Menschleben – Krieg, Waffenproduktion und

-exporte, Naturzerstörung, Ressourcenraub etc. – veränderbar, sondern auch die Kirche und ihre Strukturen. Zweitens bleiben die vom Konzil gestellten Fragen nach dem Ort und der Gestalt von Kirche in der Welt, die Frage nach der Religionsfreiheit und nach Inhalt und Gestalt unseres Glaubens und unserer Hoffnung offene Fragen, d.h. sie müssen auch von uns immer wieder neu beantwortet werden. Wir müssen das Christentum als historischen Prozess begreifen, es ist nicht „fertig“, weder im Sinne des voll entwickelten, noch im Sinne des „fertig gemachten“, sondern

ist Teil des historischen Prozesses, in dem wir zu beantworten haben, was Christsein heute ist. Drittens aber müssen wir diese Fragen auf dem Hintergrund unserer gesellschaftlichen Verhältnisse und Erfahrungen je neu beantworten, wir können nicht bei den Antworten des Konzils stehen bleiben. Das Konzil hat die Fragen nicht abschließend beantwortet, sondern die Tür geöffnet, damit wir die Fragen bearbeiten können: Wir sind „Volk Gottes unterwegs“ und die „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen sind auch die diejenigen der Jünger Christi“.

Und dabei ist eine Beschäftigung mit Kirche und Konzil nicht notwendigerweise ökumenisch begrenzt, denn die Notwendigkeit der Beantwortung der gerade gestellten Fragen stellt sich nicht nur Katholiken, sondern angesichts der Dringlichkeit von Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung allen Menschen, also auch Protestanten oder Nichtchristen. Und auch die Aufbrüche des Konzils stehen im Kontext der 1960er Jahre nicht allein: Unabhängigkeitskämpfe der „Kolonien“, Kämpfe für die Gleichstellung von Schwarzen in den USA und die Überwindung der Apartheid in Afrika, Gleichberechtigung von Frauen, Studierendenrevolten weltweit und antiimperialistische Befreiungskämpfe. Diese Aufbrüche spiegelten sich auch in den Kirchen, nicht nur in der katholischen; zu erinnern ist hier z. B. an die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen 1968 in Uppsala/Schweden oder die ökumenische Konferenz zu Kirche und Gesellschaft in Genf 1967. Es war eine Zeit, in der Alternativen gedacht und gesucht wurden: Eine andere Welt ist möglich, eine andere Nachfolge Jesu ist möglich. Es ging um Umkehr und um Gerechtigkeit. Dies zeigt sich eben auch, aber nicht nur, im Konzilsereignis.

Es geht darum, anders Mensch zu sein in einer anderen Kirche für eine andere Welt.

Ludger Weckel, kath. Theologe, Promotion in Missionswissenschaft, Gründungsmitglied und Mitarbeiter des Instituts für Theologie und Politik in Münster

Johanna Rahner

Kirche - nicht ‚neu‘, aber ‚anders‘

Die Kirchenkonstitution ‚Lumen gentium‘



Es gehört wohl zu den entscheidenden Einsichten des Zweiten Vatikanischen Konzils, das Thema ‚Kirche‘ auf eine veränderte Weise angehen zu wollen. Nicht Selbstvergewisserung durch Abgrenzung, sondern Selbstfindung durch Öffnung - so

könnte man die Weichenstellung des Konzils für die Identitätssuche der ‚Kirche in der Welt von heute‘ umschreiben.

In einer programmatischen Rede im Dezember 1962 hatte Kardinal Suenens, Bischof von Brüssel und Mechelen, dem Konzil den entscheidenden Anstoß dazu gegeben. Die Kirche solle nicht mehr nur sich selbst, sondern der Welt sagen, wer sie sei. Kirche gelte es fortan unter einer Doppelperspektive wahrzunehmen - ad intra und ad extra - und damit von innen wie von außen her zu beschreiben (vgl. Sander 2004, 187f).

Die offene Verhältnisbestimmung von drinnen und draußen, wie sie als Gesamtperspektive des Konzils wichtig wird, moduliert die ekklesiologischen Grundthemen nun auf unterschiedliche Weise. Sie bestimmt das Verhältnis zu den anderen wie die Selbstdefinition und Eigenwahrnehmung (beides sind die Zentralthemen der Kirchenkonstitution) und sie nimmt Einfluss auf strukturelle Überlegungen, wie auf Aufgabenbeschreibung und Zukunftsgestaltung.

Licht und Schatten

Die Doppelperspektive von drinnen und draußen widerspricht ausdrücklich einer dualistischen Trennung von Welt und Kirche, wie sie z.B. noch die Ekklesiologie des 19. Jh. geprägt hat, und sie verstärkt den